



Acht und zwanzigster Jahrgang.

117.

Sonnabend, am 28. September 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Held des Gesetzes.

Ganz Irland steht in hellen Wonnezähren,
 Rothfreudig lacht's im Schmuck der grünen Aehren,
 Wie ein Smaragd durchglüht sich's zum Rubin.
 Die Welle klingt in den saphir'nen Meeren,
 Die Welle singt, will sie gen Deutschland kehren:
 „Frei ist der Leu vom grünenden Erin!“

Der eine Mann, der echte Mann,
 Den selbst ein Volk nicht halten kann,
 Zerbricht er eig'ne Ketten, —
 Der eine Mann, der rechte Mann,
 Der mag wohl auch aus gleichem Bann
 Ein ganzes Volk erretten.

Heil Deinem Stern, Alt-Irland, Land der Ehren!
 Darfst frei den Blick zum blauen Himmel kehren,
 Dein tausendjährig Jubelreich erschien.
 Alt-Irland heil in den saphir'nen Meeren!
 Alt-Irland heil in seinen Wonnezähren!
 Gott segne grün Erin! —

Der eine Mann, der echte Mann,
 Des grünen Erin's Löwe sann,
 Sein Vaterland zu wecken:

Da klang's, daß bis zum Meer hinan
 Durch Albion's Gestade rann
 Ein Zittern und ein Schrecken. —

Sie stellten arg mit Schlingen nach dem Hehren,
 Und konnten ihm kein Haar des Haupt's versehren —
 Ihr eigenes Gesetz beschirmte ihn:
 Britanniens Recht will seine Schmach verklären! —
 Ganz Irland schaut's, und ruft mit Freudenzähren:
 „Gott segne grün Erin!“ —

Der eine Mann, der rechte Mann,
 Er sprach zum Volke vom Altan —
 Er seines Volkes Wonne.

„Ihr fernen Tausende, Ihr nah'n,
 Mein laut Geheimniß höret an —
 Hör' es, du offne Sonne!

Frei wird mein Volk, und Keiner kann's ihm wehren —
 Denn es ist reif; ist stark in mächt'gen Heeren,
 Und nimmer doch kam ihm Gewalt zu Sinn:
 Wer sich besiegt, siegt unter Todespeeren!“ —
 Ganz Irland hört's, und jauchzt in Jubelzähren:
 „Gott segne grün Erin!“ —

Der eine Mann, der echte Mann
 Ist freien Gang's noch einmal dann
 In Kerker nacht getreten.

Gelübdes-Fessel ihn umspann,
 Gebete, die er dort begann
 Für Irland, auszubeten.
 Und die in Banden gold'nes Licht entbehren:
 Am Jubeltag ein Spiel des Ungefährn —
 Erlöst sein Gold vom Kerker zu Dublin. —
 Ein würd'ger Dank auf würdigen Altären! —
 Ganz Irland rühmt's und ruft in frommen Zähren:
 „Gott segne grün Erin!“ —

Der eine Mann, der rechte Mann,
 Der seinem Volk mag kühn voran
 Durch Tod und Dunkel zieh'n,
 Der eine Mann, der echte Mann,
 Mein deutsches Vaterland, o wann?! —
 Brecht ab, ihr Melodie'n!
 Hier fühl' ich and're, bitt're Thränen bluten,
 Verdrängend der Begeist'ung süße Fluthen —
 Gott segne grün Erin! — —

A. R. Nielo.

Der Verurtheilte.

Staatsmonopole entziehen dem Volke einen
 Gewerbszweig oder wenigstens den ganzen Vor-
 theil davon und bezeichnen die Grenze, wie weit
 das Volk gehen kann, mit Gesetzesparagraphen.
 Daher oft diesseits derselben Noth und Verzweif-
 lung, jenseits gewisse Verdammniß. Uebertretun-
 gen dieser Gesetze haben, wie die folgende Er-
 zählung zeigt, das Wort des Tiefenbachers für
 sich: „Das kommt von der Desperation, denn
 seht, erst thut man sie ruiniren, das heißt, zum
 Stehlen sie selber verführen.“

Robert Dinan betrieb zu gleicher Zeit Acker-
 bau und Handel. Noch vor seiner Mündigspre-
 chung heirathete er ein junges Mädchen von aus-
 gezeichneten Eigenschaften, die ihn von Grund ih-
 res Herzens liebte und ihm mehre Kinder schenkte.
 Kein Vater konnte seinen Kindern mehr zuge-
 than sein, als Robert Dinan, und diese wieder-
 um beteten den Vater an. Robert war zwar
 kein Philosoph oder Weiser, aber er sah vollkom-
 men ein, daß man Kinder lieber durch Milde

als mit Strenge erziehen muß, und man mußte
 es anerkennen, seine glückliche Familie war ein
 Musterbild von Liebe, Eintracht und Hingebung.
 Lange Zeit gingen Robert's Geschäfte glänzend
 von Statten; da kam die Handelskrisis von 1831,
 einige Speculationen unseres Kaufmannes miß-
 langten — augenblickliche Verlegenheit trat ein.

Schon seit mehren Jahren verbrachte Ernst
 Freville, ein junger Advocat der benachbarten
 Stadt, einen Theil seiner Ferien auf einem Land-
 gute, das an die Besitzung Robert's grenzte, und
 oft, wenn dieser bei Sonnenuntergang an der
 Thür seines Gartens im Kreise seiner Familie
 saß, kam er herüber, um mit dem wackeren Kauf-
 manne sich zu unterhalten. So auch am Abend
 eines schwülen Augusttages. Während der Mahl-
 zeit, die im Freien, Angesichts der Schnitter,
 die von den Feldern zurückkehrten, gehalten wurde,
 brachte der Diener die Zeitungen, und das Gespräch
 kam natürlich auf Politik, man sprach von den glän-
 zenden Hoffnungen auf Glück und Freiheit, die
 jetzt, nach dem Siege des Volkes, ja allenthalben
 sich verwirklichen mußten. Man blieb länger als
 sonst im Freien. Die Nacht war frisch und an-
 genehm, und der milde Schein des Mondes be-
 leuchtete die Landschaft. Robert Dinan schien
 aber nicht so glücklich zu sein, wie sonst immer,
 er war still und träumerisch, und nur die zärt-
 lichen Liebkosungen seiner ältesten Tochter konn-
 ten ein flüchtiges Lächeln auf seinem ernstern Antlitz
 hervorlocken. Aber Marie war auch ein aller-
 liebstes kleines Mädchen! Schmerzlich war es
 jedoch, Robert anzusehen, der sich zwang, über
 die Einfälle dieses fünf- bis sechsjährigen Kin-
 des zu lachen, das endlich ebenfalls aus den be-
 kümmernten Mienen des Vaters die Verstimmung
 desselben erkannte.

Aus einigen Worten, die Robert entschlüpf-
 ten, errieth Ernst den Grund seines Trübssinn.
 Die Gattin des braven Kaufmannes war aber-
 mals guter Hoffnung, aber die Geschäfte gingen
 schlecht; die Einfuhrzölle waren um ein Dritt-
 theil gestiegen, Robert hatte einige Wechsel ein-
 zulösen und die Geldmänner entzogen ihr Ver-
 mögen der Arbeit und der Industrie. Eine ge-
 raume Zeit kämpfte Robert gegen dieses Unge-
 mach, aber vergebens suchte er nach Mitteln, sei-
 nen Fall zu verhindern, — der Arme ist immer

verlassen, wenn ihm das Unglück naht. Einen schimpflichen Bankrott zu vermeiden, überließ Robert seinen Gläubigern alle seine Besitzthümer; ihm blieb nichts als ein Viertel des Hauses, das er bewohnte, und der Genuß eines kleinen Gartens, in welchem er nach der Julirevolution eine Tabakspflanzung angelegt hatte. Bald nahm er seine Zuflucht zu dieser letzten Hülfe. Als der Hunger aus den gelben Wangen seiner Kinder sprach, als er den geheimen Schmerz seines Weibes sah, die ihn fortwährend ermutigte und tröstete, da konnte er nicht länger widerstehen; um Geld zu schaffen und seinen Kindern, deren erlöschende Stimme nach Brod rief, Lebensmittel zu gewähren, zog er Tabakspflanzen aus und verkaufte, gegen das Gesetz, einen Theil selbst zubereiteten Tabaks. Um niedrigen Preis bot er ihn feil, und erhielt auf diese Weise Geld; im Besitz einiger Goldstücke, glaubte er sein Glück gefunden zu haben und sang und tanzte vor Freude. „Hier Kinder,“ rief er, und warf das Geld auf den Tisch, „seht habt Ihr Brod. Seht mich nicht so erschreckt an, seid munter, meine Lieben, was ich sage, ist wahr, Ihr werdet von heut an zu essen haben. Komm, liebes Weibchen, nimm und kaufe reichlich ein, was Du bedarfst; sie sollen nicht länger so bleich und verhungert aussehen, — und wenn Du ein gutes Weib bist, so hole mir ein Glas Branntwein, ich bin ganz erschöpft, und Du, Marie, mein Täubchen, komm und küsse mich.“

Leider war dieses neue Glück nicht von langer Dauer. Mehrere Bauern folgten dem Beispiele Robert's; als Tabakspflanzer glaubten sie, das gesetzliche Recht des Eigenthums spreche für sie, — trauriger Irrthum! Die Agenten des Fiscus erschienen bald in starker Anzahl in der Gemeinde, sie gedachten, die Tabakspflanzungen zu zerstören. Die Dorfbewohner leisteten Widerstand, zwei Diener der Verwaltung fielen im Kampfe und Robert ward als Mörder derselben bezeichnet.

Wer schildert die traurige Scene, als die Gensdarmen — denn das Gesetz behielt die Oberhand, — erschienen, um Robert in seiner Wohnung zu verhaften! Ein dröhnender Schlag geschah gegen die Eingangspforte, und als die zitternde Gattin diese öffnete, stürzten sich vier Gensdarmen in die Küche und ergriffen ihren Mann.

Obgleich Robert auf dieses Ereigniß gefaßt war, so war er doch über den Anblick der bewaffneten Macht so bestürzt, daß er mehre Minuten lang nichts sah, ja, um mich so auszudrücken, nicht die geringste Kenntniß hatte von dem, was um ihn hervorging. Zum Bewußtsein erwacht, war das erste, was er bemerkte, seine Frau, die fast bewußtlos seine Füße umklammerte, und mit gebrochenem Herzen, den verzweifeltsten Blick auf sie geheftet, schrie er bald drohend, bald flehend: hab Mitleid, sie stirbt, o seht her, seht hierher, Mitleid für sie! — Vergebens würden wir die Scenen der Angst zu schildern versuchen, die zwischen Robert und seiner Gattin stattfanden von der Zeit der Verhaftung bis zur Eröffnung des Prozesses; das Unglück hat so kleine und feine Züge, daß sie nur von Unglücklichen richtig verstanden werden. Die Verzweiflung der armen Mutter, die aus dem Gefängniß des Gatten zu ihren Kindern zurückkehrte, war furchtbar; in wenigen Wochen war die Unglückliche kaum noch kenntlich, so abgemagert und gelb war ihre Gestalt, so roth von vergossenen Thränen ihre Augen. Sie welkte hin wie die Blume, getroffen vom Pflugschaar, wie der Mohn, der das Haupt beugt nach einer stürmischen Nacht.

Der Tag der Gerichtsverhandlung kam endlich heran. Ernst Freville übernahm die Vertheidigung seines Freundes, aber der Beweise gegen diesen waren zu viele, der Gefangene ward schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Die Gesetze sandten ihn in ihrer Gerechtigkeit aufs Schaffot, um die Gesellschaft zu rächen, als ob diese das Recht hätte, für ihre Rache Menschenblut zu vergießen. Dem Staatsanwalte gegenüber, der die Nützlichkeit der Todesstrafe behauptete, weil sie nach seiner Meinung die Verbrecher schrecke und sie auf dem Wege des Verbrechens aufhalte, bewies der junge Advokat, daß sie keineswegs ein Schreckbild für den größten Theil der Uebelthäter sei, und ebenso wenig ein heilsames Mittel zur Besserung angehender Verbrecher. Er führte einen Fall an, der die Zuhörer in Schrecken setzte, den nämlich, daß am 5. März dieses Jahres zu St. Pol, am Fastnachtstage, unmittelbar nach der Hinrichtung eines Mordbrenners, ein Trupp Masken um das noch von Blut rauchende Schaffot getanzt habe. „Stellt immer warnende Exempel auf“ — rief

er den Richtern zu — „der Fastnachtdienstag höhnt Euch ins Gesicht!“ Umsonst, Robert ward verurtheilt.

Nur kurze Zeit überlebte seine Frau diese Hiobspost, schon in der nächsten Nacht starb sie, ohne Schmerz, ohne Todeskampf. Dem Gefangenen verschwiegen man diesen Todesfall, man wußte ja, daß er seine Frau nicht mehr sehen mochte, da schon die frühere Zusammenkunft mit ihr im Kerker zu schmerzlich für ihn gewesen war. — Die Hinrichtung war für den folgenden Tag festgesetzt, als Ernst zu dem Verurtheilten trat, der aufrechtstehend, unbeweglich und schweigend, in tiefes Nachdenken versunken schien. Endlich wandte er sich zu seinem Bertheidiger und sprach mit gewaltsam erkämpfter Ruhe: „Ich will mein armes Weib nicht wiedersehen in dieser Welt voll Leiden, der Anblick würde all meine Kraft erschöpfen, aber ich würde getrösteter sein, wenn es mir vergönnt wäre, noch einmal meine kleine Marie zu umarmen. Ich irre mich vielleicht, aber ich glaube, daß ihr Anblick, ihr liebes Plaudern aus meinem Gedächtniß das schreckliche Vorgefühl versagen werde, das mich bis morgen zu foltern droht, — führen Sie sie zu mir — diesen Nachmittag, wenn es sein kann. Erdenken Sie irgend einen scheinbaren Grund, damit meine Frau nicht Verdacht schöpfe. Freilich ist es eine traurige Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange, aber ich kenne ja Ihre Güte.“

Diesem Wunsche gemäß holte Ernst das Kind von der freundlichen Nachbarin ab, die es wenige Stunden vor dem Tode der Mutter zu sich genommen hatte. Unterwegs fragte die Kleine oft, warum der Vater nicht nach Hause komme, als sie aber in die finstern Gänge des Gefängnisses trat, drückte sie sich ängstlich und stumm an ihren Führer. Sobald die Thüre des Kerkers sich öffnete, warf sich Marie in die Arme ihres Vaters; „bleib nicht länger in dieser finstern Stube, Väterchen,“ rief sie, „komm mit Herrn Ernst nach Hause, die Mutter ist krank.“

„Ich kann jetzt noch nicht mit Dir gehen, mein Kind,“ stammelte der Unglückliche. „Bleib ein Weilchen bei mir, umarme mich und lege Dein Gesicht an das meinige.“ Das Kind gehorchte, und der arme Mann zitterte heftig, als er die nichts ahnende Kleine an das klopfende

Herz preßte. „Höre,“ sagte er gefaßter, „singe mir doch das hübsche Lied, das die Mutter Dir lehrte, das, welches Du immer Abends sangst, wenn ich ermüdet heimkehrte. Sieh, ich bin krank, nur einen einzigen Vers, meine Tochter, Deine liebe Stimme wird mir vielleicht, wie früher, auch jetzt Trost geben.“

Traurige Gedanken, die der Gesang des jungen Mädchens in dem düsteren Gefängnisse hervorrief! Da saß sie auf dem Schooße des Vaters, der sie mit den Augen zu verzehren schien, der bei dem Klange ihrer Stimme das Schaffot vergaß und das verhängnißvolle Beil, das, ehe noch 24 Stunden vergingen, die Augen für immer schließen sollte, die eben noch am Anblick der Anmuth des Kindes sich erfreuten. Ernst konnte kaum die traurige Scene länger mit ansehen, Robert berauschte sich in diesem Genuße. Sein Auge glänzte, ein flüchtiges Lächeln trat auf sein Gesicht, sobald Marie ihr Lied begann, ein Lied von Liebe und häuslichem Glücke, das die Ruhe des Landlebens malte und den Frieden, den Arbeit und Tugend gewähren. Während sie noch sang, entfernte sich Ernst, um dem Schließer einige Worte zu sagen. Aber kaum fünf Minuten hatte er die Zelle verlassen, als er etwas Schweres darin zu Boden fallen hörte. Eilig trat er ein — der unglückliche Verurtheilte lag ausgestreckt am Boden und das Mädchen saß neben ihm, ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Ernst und der Schließer hoben Robert auf, aber erschreckt durch seine Blässe, riefen sie den Arzt herbei; er kam und sah — der Verurtheilte hatte aufgehört zu leben.

Weinend erzählte Marie, daß, als ihr Lied zu Ende, der Vater wie aus tiefem Schlafe aufgesprungen sei, sie fest angesehen und einen Augenblick in ungewohnter Weise gelacht habe, dann aber vom Stuhle herabgestürzt sei, indem er sie mit niederzog. Daraus schloß man, daß das Ende des Gesanges seiner Tochter, der ihn einen Moment seine schreckliche Lage hatte vergessen lassen, die ganze fürchterliche Wirklichkeit neu in Robert geweckt, und dieser plötzliche Wechsel ihn getödtet hatte.

Dem Henker war sein Opfer, dem Böbel auf diese Weise ein blutiges Schauspiel entgangen. —

Italienische Fahrten.

Nach A. Dümas.

1. Zur See.

— Und unser Segel ward gehißt. Wir verließen den Hafen vor schwachem Winde; gegen Mittag fiel er ganz, und unsre Matrosen mußten zum Ruder greifen. Der Tag war herrlich; Himmel und Meer strahlten ein Azurblau, und die Sonnengluth ward durch eine sanfte Brise gemildert, die erfrischend und belebend den glatten Wasserspiegel leicht aufkräufelte. Ein Teppich ward uns auf das Deck unsrer Kajüte gebreitet, damit wir keinen Athemzug dieser heitern Seefahrt einbüßten; dann zündete ein Schiffsjunge unsre Chibouken an, wir streckten uns hin, und verträumten diese süßen Reifestunden, unsre Gedanken in das neckische Spiel der blau aufwirbelnden Rauchringe versenkend. Das sind Stunden, wo Bilder der Heimath, unsrer fernen Freunde lebendig werden, wie jene Wolkengebilde, in denen eine geschäftige Phantastie Menschengestalten findet, wann sie über den tiefblauen Himmel leise hinziehend in jedem Augenblicke ihre Formen ändern. Die Stunden glitten an uns vorüber, ohne daß ihr Flügelschlag für uns rauschte; der Abend war da, wir wußten nicht wie; schon zündete er am düstern Horizonte nach Morgen seine Sternenleuchten eine nach der andern an, während noch im Abend der Saum des Meeres golden glühte und die Luft prismatisch vom tiefsten Purpur bis in bleiches Blaugrün schimmerte. Da hob sich aus dem Wasser ein firenenhafter Hauch; Fische schnellten sich über die Wellen wie Silberblitze, der Steuermann richtete sich auf am Steuerruder, und als der letzte Blick des Tages erlosch, intonirte er das Ave Maria.

Dann kam der Mond, und mit ihm der Wind; an seiner feuchten Schwüle erkannten wir den Sirocco, und der Capitän mahnte uns, in die Kajüte hinabzusteigen; wir willigten ein unter der Bedingung, daß die ganze Schiffsmannschaft im Chor ihren gewöhnlichen Nachtgesang anstimme. Ich kenne nichts Reizenderes, als solch ein Schlummerlied, das mit seinen Schwin-

gungen das leise Wiegen des Fahrzeugs begleitet. Ich entsinne mich, daß ich es oft im Schlummer hörte, und dann im halbawachen Hindämmern Stunden lang jenen einfachen, melancholischen Weisen lauschte. Hätten wir's anderwärts gehört, wir hätten wohl kaum darauf Acht gegeben; aber hier, mitten auf dem Meere, in schweigender Nacht, wie sich's aus unsrer gebrechlichen, auf mächtigen Bogen schaukelnden Barke emporhob, da überrieselte es uns mit einem Schauer von Schwermuth, den ich nur in einzelnen Melodien des Schöpfers der „Norma“ wiedergefunden habe.

2. Auf dem Galeffino.

Diese fabelhafte Locomotive ist aller Wahrscheinlichkeit nach von ihrem Erfinder nur für den Transport einer einzigen Person erfunden worden. Er ist eine Art Tilbury, mit grellen Farben bemalt, und der Sitz ähnelt dem einer Droschke, an deren Seiten Armlehnen, wie an einem Sessel, angebracht sind. In der Kindheitsperiode des Galeffino setzte sich der ursprüngliche Inhaber behaglich wie in einem Großvaterstuhle zurecht und kutschirte selbst. Bei vorgeschrittener Civilisation schafft der Galeffino, ob schon er noch immer nur mit einem Pferde bespannt ist, und seine Form im Wesentlichen nicht verändert hat, in der Regel zehn bis funfzehn Personen fort. Die Sache macht sich folgendermaßen. Fast immer bildet ein dicker Mönch mit rundem Bauche und feistem Gesichte den Schwer- und Mittelpunkt eines solchen Menschenklumpens, den der Galeffino durch die aufwirbelnden Staubwolken fortwälzt. Hinter dem Mönch, an den sich alles Uebrige anhängt, steht der Kutscher, in einer Hand die Zügel, in der andern seine lange Peitsche. Das eine Knie des Mönchs ist fast in der Regel von einer frischen Amme mit ihrem Säugling besetzt, auf dem andern schaukelt sich ein Landmädchen von Sorrent, Castellamare oder Messina. An die Armlehnen zu beiden Seiten klammern sich zwei Personen, der Mann, der Liebste, Bruder oder Vetter der Amme und der Bäuerin; hinter dem Kutscher aber hocken, wie die Laquaien auf einer Staatskarosse, zwei

oder drei Lazzaroni, Arme und Beine braun und nackt, bekleidet einzig mit Hemd, Hose und Weste, auf dem Kopfe die rothe, phrygische Mütze, am Halse ein glitzerndes Amulet. Um die beiden Gabeln der Deichsel haspeln sich ein paar Gassenjungen, blinde Passagiere und Ciceroni-Aspiranten, die ihr Herculanium und Pompeji am Finger herzhählen. Endlich ist unter dem Wagenkasten ein Netz ausgespannt; darinnen krabbeln zwischen den beiden Rädern ein formloses Etwas, das da lacht, weint, singt, freischt, hustet und sich balgt — ein Nest von Kindern, fünf bis acht Jahr alt, die man weiß nicht wem angehören, wovon leben, woher kamen. Das Alles zusammen, Mönch, Kutscher, Amme, Sorrentinerin, Burschen, Lazzaroni, die Gassenjungen und die Kinder, giebt, ohne Fehler addirt, eine Summe von fünfzehn Personen, und nichtsdestoweniger rennt der unglückliche Gaul davor im gestreckten Trabe. So viele Annehmlichkeiten, so viele Mißlichkeiten hat diese Fahrgelegenheit. Der Galeffino fährt von ungefähr über einen Stein — und da liegt seine ganze Ladung mitten im Staube. Da ist nun Alles nur um den Mönch beschäftigt; er wird aufgerichtet, auf die Beine gestellt, von allen Seiten betastet, ob er nicht etwa irgendwo zerbrochen ist; erst nachdem er seine Unverletztheit versichert hat, bekümmert sich die Amme um ihr Wickelkind, der Kutscher um sein Pferd, die Bäuerin um ihren Burschen, und die Lazzaroni und Gassenbuben sich um sich selbst. Nach den Kindern im Netze fragt Niemand; fehlt eins, schadet's nichts. Die gute Stadt Neapel zählt des Volks so viel, daß sich bald statt des einen verlorenen zehn andre finden.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Schleswig im August.

(Schluß.)

Der Redacteur des Corsaren, eines Kopenhagener satyrischen Blattes, sprach folgendermaßen zum Volke: „Ich bin ein Jude, was will ich unter Euch? Ach

ja, es ist gerade recht, daß ich unter Euch bin; denn Ihr seid allesammt Juden, ja, Ihr seid sogar mehr Juden, als ich. — Denn die Juden werden nur im fremden Lande verhöhnt und gedrückt, Ihr aber werdet es in Euerm eignen. Und wenn man nun einwendete, daß Euer Gott doch nicht mein Gott ist, so erwiedere ich: Ja, aber ich habe doch ein Recht, hier zu sein, so gut wie Einer. Meine Mutter sprach dänisch zu mir, auf dänisch hat mein Geist eingesogen, was er weiß; bin ich froh, so freut sich meine Seele auf dänisch und bin ich betrübt, trauert sie auf dänisch und deshalb that es mir gerade in die Seele hinein weh, als man sich hier an der dänischen Sprache vergriff, und deshalb bin ich unwillkürlich hierhergekommen, zugleich mit den Andern an diesen Ort, von wo der Schmerz ausging, gleichwie der Katholik zu dem Orte wallfahrtet, wo sein Heiliger litt. Vieles von Eurer Freude verstehe ich nicht, aber Euern Schmerz verstehe ich. Im Schmerze bin ich Euer Bruder. Hier ist meine Hand. Kann sie für Euch schreiben, kann sie für Euch schlagen, so commandirt: es ist eine Bruderhand. — Und nun, da Ihr das wißt, könnt Ihr mir gestatten, Euch einen Rath, oder einen Wink zu geben. Es kommt ja aus einem brüderlichen Gemüthe. Seht Ihr: die christliche Religion ist eine vortreffliche Religion, zum wenigsten für die Christen; aber sie ist eine Geduldsreligion. In Euern heiligen Büchern steht geschrieben: Schlägt Einer dich auf das eine Ohr, so biete ihm das andere dar, d. h. haben die Deutschen Südschleswig genommen, so laß sie auch Nordschleswig mitnehmen. Allein das geht nicht an. — Eure Theologen müssen zusehen, Euch mit Euerm Gewissen zu versöhnen, denn Ihr müßt eine andere Devise wählen und ich will Euch eine jüdische vorschlagen: sie heißt: Auge um Auge, Zahn um Zahn; was übersezt auf gut dänisch bedeutet: daß, wenn die Schleswig-Holsteiner Euch auf den Kopf schlagen wollen, so sollt Ihr ihnen eben so viel auf den Kopf geben. Es kann nicht helfen, von Frieden und Versöhnlichkeit zu reden, wenn Krieg ist; es kann nicht helfen, wenn man Prügel empfängt, sich mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken. Man fühlt die Schläge gleichwohl. Soll Krieg sein, so laßt Krieg sein; soll Gilde (Belag) sein, so laßt es Belag sein. Drum ein Hurrah auf ein lustiges Belag mit den Schleswig-Holsteinern auf alt-jüdische Weise!“ Die Dänen beantworteten mit wildem Jubel die Rede des Juden, die sich noch weiter verbreitete in den ungeziemendsten, frechsten Vergleichen der christlichen mit der jüdischen Religion; viele Nordschleswiger aber, zu ihrer Ehre sei es gesagt, schüttelten mißbilligend die Köpfe und schlichen davon, noch ehe die Rede geendet hatte. Andere Redner gingen mehr in Einzelheiten ein und griffen mit beispielloser Frechheit die geachteten Persönlichkeiten an. Die heftigsten dieser Angriffe waren gegen den Herzog von Augustenburg gerichtet, diesen in den Herzogthümern

allgemein geliebten Fürsten, den die Dänen fälschlich beschuldigen, der Anstifter und Senker aller schleswig-holsteinischen Bewegungen zu sein, obgleich der Herzog sich fern hält von allem Parteiwesen, dabei aber ernst, fest und entschieden, voll deutscher Gesinnung, die Selbstständigkeit und die Rechte der Herzogthümer vertritt; wozu ihm eine vollkommene Berechtigung wol nicht abzuspochen ist, da nach dem Aussterben des oldenburgischen Mannstammes in Dänemark, Schleswig und Holstein gänzlich von Dänemark getrennt, und nach dem Erbfolgerecht dem Herzoge von Augustenburg zufallen werden. Man hat ihn deshalb auch schon mehrmals dem holsteinischen Grafen Geert, (Gerhard dem Großen) verglichen, welcher bekanntlich im 14. Jahrhunderte die Dänen wiederholt aus den Herzogthümern vertrieb, ja selbst einen großen Theil Dänemarks beherrschte. Diesen Vergleich nun wendete auch hier der Sohn eines Hauptagenten der Propaganda in seiner Rede an, und sprach dabei die mehr als unbesonnene Aeußerung aus: „man müsse eben so handeln, wie die Dänen damals gehandelt und er sehe schon den Augenblick herannahen, wo man los schlagen müsse!“ — Gerhard der Große wurde 1340 zu Randers von dem Dänen Niels Ebbesen meuchlerisch ermordet. — Wo sich Gruppen gebildet hatten, hörte man auch die eifervollsten, aufreizendsten Reden, Schmähungen und Verwünschungen gegen Schleswig-Holsteiner und Deutsche; wer sich nicht durch eine dänische Cocarde geschützt hatte, war Beleidigungen ausgesetzt, ja selbst deutsche Frauen, welche sich zufällig bei dem Feste eingefunden hatten, wurden beleidigt, weil sie sich der deutschen Sprache bedienten. Doch glücklicherweise herrscht der rohe Fanatismus, der sich hier zeigte, nicht durch ganz Nordschleswig. Viele nordschleswig'sche Gemeinden, bis an die dänische Gränze, erklären laut und entschieden in öffentlichen Blättern, daß sie die dänischen Umtriebe mißbilligen, daß sie sich fern davon halten, und ihren schleswig-holsteinischen Brüdern treu bleiben wollen in Freud und Leid. Auch circulirt durch Nordschleswig eine Petition, bereits mit Tausenden von Unterschriften bedeckt, worin der König gebeten wird, die Einmischung der Dänen in schleswig'sche Angelegenheiten nicht länger zu gestatten und ihnen einen kräftigen Damm entgegenzusetzen.

Im Gegensatz zu diesem tumultuarischen Volksfeste, gewährt uns nun wieder das Sängerfest, welches am 24. Juli, in der alten Residenzstadt Schleswig gefeiert wurde, ein erfreuliches, beruhigendes Bild. Hier zeigte sich der Volksgeist in ernster Würde, in geläuterter Gesinnung, frei von Haß und Fanatismus, fest und ruhig im Bewußtsein des Besizes seines guten Rechtes, in dem erhebenden Gefühle seiner offenen, innigen Hinneigung zum großen, deutschen Vaterlande. Die ganze Stadt bot einen wahrhaft zaubervollen Anblick dar, denn der Palast wie die Hütte waren mit Blumenguirlanden geschmückt und mit unzähligen

Flaggen, Fahnen und Fähnlein geziert. Hohe Ehrenbogen waren an verschiedenen Orten errichtet und überall strahlten leuchtend die bedeutungsvollen Farben „Weiß-roth-blau“ und „Schwarz-roth-gold“ zwischen Blumen und Eichenlaub hervor. „Schleswig-Holstein und Deutschland“ war die allgemeine Losung des Festes. Mehr als 25 Liedertafeln mit ihren Fahnen, und gegen 10,000 Gäste hatten sich aus beiden Herzogthümern zum Feste eingefunden. Gegen 500 Sängereführten am Morgen in der alten, ehrwürdigen Domkirche ein geistliches, am Nachmittage unter freiem Himmel ein weltliches Concert, zur großen Zufriedenheit der zahllosen Zuhörer auf. Im Letztern wurden besonders die deutschen Vaterlandslieder mit stürmischem Beifall aufgenommen. Auf der Schützenkoppel erhob sich die großartige Festhalle, zu einem Mahle für 2800 Personen eingerichtet, mit der reizendsten Aussicht auf die Stadt, die Schlei (Meerbusen der Ostsee) und das umliegende, fruchtbare Land. Auch hier wurden Reden gehalten und Toaste ausgebracht; aber sie athmeten nicht die Flamme des Hasses, des Fanatismus und der eifersüchtigen Wuth; sondern die reine Gluth der Vaterlandsliebe. Wir erwähnen nur des Trinkspruchs, den der Vicepräsident der schleswig'schen Ständeversammlung ausbrachte, welcher, obgleich früher erfolglos, doch auch in dieser Diät wieder den Ständen die Proposition einer freien Landesverfassung vorlegte, und frei und kräftig motivirte. Sein Toast lautete: es liege ihm, als Abgeordnetem einer Seestadt (Apenrade) am nächsten, von der See zu sprechen. Diese sei nicht immer eben und spiegelrein, oder so ruhig, wie eben heute die Schlei; sondern oft hieße es, wie man vorhin gehört: „was tosen heut' die Stürme“; ein Orkan habe sich erhoben, die Wogen brausen, der schlängelnde Blitz zischt, die schwere Wetterwolke entlud sich und die Schiffsmannschaft rathschlagt, was zu thun? Einer: man solle einen Blitzableiter aufrichten; ein Zweiter: man solle geduldig ausharren; ein Dritter: an jenem Felsen könne man Schiffbruch leiden; ein Vierter: in jener Bucht könne man vielleicht Rettung finden; aber der Fünfte: man solle Hand an's Ruder legen, der Blitz von oben herab sei nicht das Schlimmste, schlimmer sei das Wasser, das unten heimlich durch die Planken dringe. Nach dem Schiffbruch könne man rathschlagen, jetzt gelte es, dem Schiffbruch zu entgehen, drum Hand an die Pumpen und an's Steuerruder, und frisch gepumpt und rechten Cours gehalten. Also: einträchtiges Wirken und Zusammenhalten, männliches Handeln in der Gefahr. — Mit endlosem Jubel wurden diese Worte aufgenommen; ebenso der Toast eines einfachen Bürgers in Bezug auf das „Allerhöchste Mißfallen“, welches der König, in seiner diesjährigen Stände-Eröffnung, über den Geist, der sich in letzter Versammlung ausgesprochen, zu erkennen gegeben. Der Bürger sagte: „Der Geist und die Wünsche der Ständeversammlung hätten zwar höheren Orts nicht die gewünschte Anerkennung gefun-

den, hätten ihr aber für immer die Liebe des Volks gesichert. Die Ständeversammlung möge so fortfahren und solle hoch leben!“ Ein vieltausendstimmiger Beifallsruf bekräftigte die schlichten, wahren Worte.

Würdig, wie es begonnen, endete auch dies Fest auf würdige Weise; keine Störung trübte dasselbe, kein Nationalhaß wurde bemerkbar, keines Menschen wurde mit Feindschaft gedacht, und alle Theilnehmer bewahrten bis zum Ende eine ruhige, feste, leidenschaftslose Haltung. So zeigt sich unser sociales Volksleben, wo das Banner Schleswig-Holsteins weht; anders freilich zeigt es sich, wie wir dargethan, wo es unter dem Einflusse des dänischen Elementes in Gährung geräth;

doch wir hoffen, daß sich aus den Kämpfen eine glücklichere Zukunft für uns entwickelt; denn die ernstesten Ideen, deren Verwirklichung nur allein das Heil unseres geliebten Vaterlandes sichern kann, sind tief in das Bewußtsein des Volkes eingedrungen, und ihr männliches Erstreben ist nicht nur allgemeiner Wunsch, sondern auch allgemeiner, fester Wille. Deshalb wiederholen wir auch nochmals hier am Schlusse, was wir bereits im Eingange unseres Berichtes ausgesprochen: „Schleswig-Holstein verdient es, daß ganz Deutschland seinen inneren Bewegungen und Kämpfen eine aufmerksame Theilnahme widme!“ —

— 6 —

Feuilleton.

Wirkungen der Mechanik. Es ist bekannt, wie diese Wissenschaft vorzugsweise in England und Frankreich zu immer bedeutenderer praktischer Wirksamkeit erhoben worden. Ein Zeugniß für die fast an das Wunderbare grenzenden Erfolge derselben bietet die Erzählung englischer Blätter von der vor einiger Zeit erfolgten Versetzung des Leuchthurms zu *Sutherland* durch Weiterschleppen. Aus Steinen erbaut, hat er bei 76 Fuß Höhe einen Durchmesser von 15 Fuß, und sein Gesamtgewicht beträgt 338 Tonnen. Unter ihn legte man eine Art Rollbett, und durch die erste Bewegung ward er über 28 Fuß weit auf die Linie des neuerbauten Damms vorgeschoben. Die hier erforderliche Wendung des ganzen Gebäudes gelang ebenfalls vollkommen, und nun ward die Bewegung schneller, so daß der Thurm innerhalb 14 Stunden 447 Fuß weit — d. h. in der Stunde fast 32 Fuß — vorgeschoben wurde, und ohne Unfall in seine neue Position gelangte.

Nehmt ein Exempel dran! Der Bischof von Speyer kam auf seiner Visitationsreise auch nach Ingenheim in der Rheinpfalz, und ward hier nicht nur von seinen Glaubensgenossen, sondern auch von Protestanten und Israeliten freundlich begrüßt. Er besuchte dort die hellerleuchtete Synagoge, wo er von einem Sängerkhore festlich empfangen ward, und bis nach Absingung des auf seinen Wunsch angestimmten 133. Psalms verweilte. Das Factum, wie es die „Europa“ erzählt, verdient ohne Zweifel in der Gegenwart, wo

die religiösen Parteien häufig so schroff einander gegenüberstehen, rühmlichste Anerkennung. 18.

Spontini in Dresden. Wir sahen ihn in diesen Tagen mit Meyerbeer und dem General Voff einer Vorstellung des *Rienzi* beiwohnen. Der geniale Tondichter, welchen noch kürzlich ein Franzose den Sänger des Kaiserreichs genannt hat, ihm den berühmten Maler Gros zur Seite stellend, verweilte, auf der Rückreise von Franzensbrunn begriffen, auf kurze Zeit in unsern Mauern; er ist von hier nach Berlin gegangen, wo er sich wahrscheinlich den Winter über aufhalten, und von dort nach Paris zurückkehren wird, um als Mitglied der königlichen Akademie der schönen Künste bewährten Ruhm zu genießen, oder neuen nachschaffend sich zu bereiten. Seine „*Westalin*“, der „*Ferdinand Cortez*“ und „*Olympia*“ sind Tonschöpfungen, welche in der Gluth ihrer Empfindung und in ihrer charakteristischen Individualität zu oft schon Funken der Begeisterung aus den Herzen der lauschenden Menge geschlagen haben, als daß es eines Mehreren denn ihrer Namen bedürfte, um an den Mann zu erinnern, der sich in jener Trias einen Lorbeerkranz gewunden hat. Dem Vernehmen nach werden wir binnen Kurzem die *Westalin* neu einstudirt, als eine dankenswerthe Wiedererscheinung, über unsere Bühne schreiten sehen; es ist zu bedauern, daß Verhältnisse oder Neigung dem Meister nicht gestatten, bis dahin hier zu verweilen. 26.

J. S.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.